Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 27 (1954-1955)

Heft: 11

Artikel: Was ist falsch, was ist richtig? : von Sprachmeistern und Sprachschulmeistern

Autor: Reiners, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-851091

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Erziehungs-Rundschau

ST. GALLEN Nr. 11, Seite 205—224 FEBRUAR 1955

Was ist falsch, was ist richtig?

Von Sprachmeistern und Sprachschulmeistern

Von Ludwig Reiners

I.

Zu allen Zeiten hat es Sprachmeister und Sprachschulmeister gegeben. In Frankreich war z. B. das 18. Jahrhundert das goldene oder vielmehr papierne Zeitalter der Stilkritiker. An Thron und Altar konnte man rütteln, an der Grammatik nicht; denn diese fußte, so dachte man, auf dem Urgestein der Logik. Die französische Sprache hat nie die Hungerkur ganz überwunden, der sie damals unterworfen wurde. In Deutschland hat Gottsched alle starken Zeitwörter als unregelmäßig ausrotten wollen. Von seinem Zeitgenossen Adelung sagt Wieland: «Meine Frau muß bezeugen, wie oft ich täglich diesen Hund nachschlage, aus Angst, ein undeutsches Wort zu schreiben.» Ja, sogar Goethe schreibt ängstlich an Schiller: «Den Adelung erbitte ich mir, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen; ich habe allerhand Fragen an dies Orakel zu tun.» Und welche Wörter bezeichnete dieses Orakel als undeutsch? Menschlichkeit, Langweile, Frühstück, Ingrimm, Tatsache, Bevölkerung, blank, Fleischer, Wirrwar, Bucht, beeilen und hundert andere. Vervollkommnung ersetzt er durch Vervollkommnerung.

Vor dem Ersten Weltkrieg galt vielen ein gewisser Wustmann als deutscher Sprachschulmeister, der Verfasser eines Buches «Allerlei Sprachdummheiten». Es beginnt selbst mit einer Sprachdummheit, nämlich mit dem Satze: «Seit einigen Jahren (!) sind uns plötzlich (!) die Augen darüber aufgegangen, daß sich unsre Sprache» und so weiter. Er verwirft Lebewesen, Rückschlag, einwandfrei, minderwertig, selbstlos, Fahrkarte, eigenartig, fußfrei, Einakter, Heizkörper, Vorstrafe und hundert andere genau so vortreffliche Wörter, die damals neu waren. Man dürfe nicht sagen «ein Goethesches Gedicht», denn dann könne der Leser nicht wissen, ob der Mann Goethe oder Goeth geheißen habe. «Weine» und «Tuche» seien Unsinn, denn von diesen Worten könne man keine Mehrzahl bilden.

Der Grundgedanke all dieser Sprachschulmeister liegt offen zutage; sie glauben, die Sprache sei etwas Unveränderliches, und jeder Sprachwandel sei ein Sprachfehler. Sie kommen nicht auf den Einfall, daß wir, wenn man immer nach diesem Grundsatz gehandelt hätte, noch heute sprechen müßten wie Hermann der Cherusker. Die nüchterne Feststellung, daß das Sprachgebäude aus legitim gewordenen Sprachschnitzern besteht, erbittert sie. In dem Sprachgebrauch von gestern glauben sie, einen unfehlbaren Maßstab, den vor allem jedermann handhaben kann wie eine Schneiderelle, und sie wollen nicht glauben, daß wir den Sprachwandel nicht abschaffen, sondern nur lenken können. Die Grundfesten ihres Daseins wanken vollends, wenn man ihnen versichert, daß die lenkende Hand mehr der ästhetischen als der logischen Urteilskraft bedürfe, da die Sprache nun einmal «nicht logisch, sondern launisch ist» (Vossler).

Wider die reine Logik in der Sprache hat Jakob Grimm einen herrlichen Aufsatz geschrieben; darin sagt er, wenn das Pedantische noch nicht vorhanden gewesen wäre, so würden es sicherlich die Deutschen erfunden haben. Er erklärt rundum, wenn Grammatik und Wörterbuch Festschmiedung der Sprache bedeuten sollten, dann solle es besser keine geben. Aber er glaubt, in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte die Anzeichen eines freieren Geistes zu erblicken, und schließt mit dem Satz: «Wie es sich mit dieser Sprache im guten und schlimmen bisher angelassen habe, ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch unerfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen.»

II.

Als ich diese Thesen — «Logik und Überlieferung sind keine ausreichenden Maßstäbe für die Sprachrichtigkeit» — kürzlich einmal dargelegt habe, erhielt ich einige Briefe, welche diese Ansicht als ketzerisch verwerfen. Die Briefschreiber meinen, die Sprache sei im Grunde doch ein Produkt der Logik und wo sie nicht logisch sei, sei sie zum mindesten analogisch. Wenn obendrein auch die Sprache von gestern keinen sicheren Maßstab bilden solle, dann verlören wir jeden festen Boden unter den Füßen und trieben mit vollen Segeln auf das verderbliche Meer des Sprachrelativismus hinaus. Wer solle eigentlich die Sprachverderber — vom Schulknaben bis zum Stilfexen — zur Ordnung rufen, wenn Logik und Überlieferung nicht mehr als sichere Trümpfe gelten sollten?

Was zunächst die Logik angeht, so können wir mit keinen Mitteln der Vernunft begründen, warum z. B. manche Verben stark und manche schwach konjugiert werden. «Ich trage, ich trug», aber «ich sage, ich sagte». Und wenn der Sprachgebrauch bei irgendeinem Verb schwankend ist — «ich frug» oder «ich fragte» —, dann versagt der Gerichtshof der Logik völlig. Aber darüber hinaus ist die Sprache vielfach auch dort grausam unlogisch, wo man Logik verlangen könnte. Man könnte z.B. erwarten, daß männliche Wesen das männliche und weibliche Wesen das weibliche Geschlecht haben. Aber die Sprache denkt nicht daran, dieser bescheidenen Forderung zu genügen: «D i e Schildwache und d e r Dienstbote hatten ein Verhältnis, das nicht ohne Folgen blieb: er gebar einen gesunden Jungen und sie wurde ihm ein guter Vater.» Das Wort «Bedienter» bedeutet genau das Gegenteil dessen, was es besagt. Die Feuerspritze spritzt kein Feuer, die Baumwolle wächst nicht auf Bäumen und der Junggeselle wird auch alt. Zwischen einem Mordauftrag, den der Räuberhauptmann erteilt, und einem Mordsauftrag, den der Handelsreisende bekommt, besteht ein gewaltiger Unterschied, aber niemand könnte erklären, kraft welcher Logik das Genitiv-S diesen Einfluß ausübt.

Auch mit Hilfe der Analogie können wir nicht die Böcke von den Schafen scheiden. Wir sagen «vertragsbrüchig», aber nicht «wortsbrüchig». «Amtsrichter», aber nicht «Amtsmann», «Mannesalter», aber nicht «Frauensalter». Und gegen die «Altvordern» hat schon früher einmal ein Sprachkritiker eingewandt, das Wort sei unmöglich, weil wir die Analogie «Junghintern» auch nicht bilden könnten. Sehr hübsch hat Rückert, der ein großer Philologe war, einmal gesagt:

Die Sprache sprach: Mein guter Mann,
was geht denn dein System mich an?
Daß ich jetzo mich links will schlagen,
davon kann ich den Grund dir sagen:
Ich war heut früh rechts ausgewichen,
und so wird's wieder ausgeglichen.

Wenn wir freilich Logik und Analogie nicht als ausreichende Maßstäbe gelten lassen, so stehen wir in der Tat vor der Frage: Was ist dann das Kriterium für falsch und richtig? Besitzen wir keinen Maßstab? Müssen wir wirklich einem leichtsinnigen Sprachrelativismus anheimfallen?

Das müssen wir nicht, und das dürfen wir nicht. Wir müssen uns vielmehr klar sein: Der Ausgangspunkt in der Frage der Sprachrichtigkeit bleibt selbstverständlich die Überlieferung. Wir müssen uns nur von dem Gedanken freimachen, daß sie der einzige Maßstab sei, denn dann würden wir Gefahr laufen, die Sprache im gegenwärtigen Punkte ihrer Entwicklung festzuschmieden. Wer aber an der sprachlichen Überlieferung etwas ändern will, trägt die Beweislast, d. h. er hat zu beweisen, daß diese Änderung wirkliche Vorzüge bietet. Die Gesichtspunkte, die hier entscheidend sind, sind vor allem die Gesichtspunkte der Ästhetik. Aus ästhetischen Gesichtspunkten können wir z. B. die endlosen, schwer verständlichen Bandwurmsätze verwerfen, können es uns verbitten, wenn Taten mit schwerfälligen Hauptwörtern auf -ung, -heit und -keit wiedergegeben werden, oder wenn die anschauliche Sprache des natürlichen Menschen in ein abstraktes Formeldeutsch von Modewörtern verkrampft wird. Freilich lassen diese ästhetischen Gesichtspunkte oft zahlreiche Lösungen offen. Aber gerade hierdurch gewähren sie der Sprache jene Freiheit, die ihre Lebensluft ist, und gestatten uns, für verschiedene Zwecke auch ganz verschiedene Sprachformen zu wählen und die Fülle der Individualitäten in einer Fülle der Stilformen widerzuspiegeln.

Nun kann man freilich einwenden, ich hätte zwar den Maßstab der Überlieferung als eine allzu bequem zu handhabende Schneiderelle verworfen, aber an seine Stelle hätte ich etwas noch weit Schlechteres gesetzt, nämlich die Gummi-Elle des Ästhetischen, die uns im Einzelfall kein hinreichendes Kriterium für falsch und richtig zu bieten vermöge.

In der Tat müssen wir daher diesen allgemeinen Maßstab noch ergänzen durch einen Ratschlag, der für die Praxis unentbehrlich ist. Eine ästhetische Grammatik wird, wenn sie eine Zweifelsfrage entscheiden muß, sich auf die einzige Autorität stützen, die vor dem Gerichtshof des Schönen Ansehen genießt, auf den Sprachgebrauch der großen lebenden

Dichter und Schriftsteller. Nicht die Sprachgeschichtsschreiber, nicht die Logiker, nicht die Klassiker können entscheiden, was als falsch und was als richtig gelten soll: entscheiden sollen die lebenden Dichter. Der durchschnittliche Sprachgebrauch der großen Schriftsteller ist der sicherste Maßstab des Richtigen. Bei der Sprache sind die glühendsten und erfolgreichsten Liebhaber auch die besten Kenner. Wer im ganzen die schönsten Sprachschöpfungen vor uns hinstellt, wird auch im einzelnen das Schöne und damit das Richtige am sichersten herausfinden. «Was die Meister der Kunst zu befolgen für gut finden, das sind Regeln» (Lessing). Wenn wir diesen Grundsatz auf die Frage anwenden, ob es frug oder fragte heißen muß, dann wollen wir nicht bei Goethe und Schiller nachschlagen. (Goethe schreibt oft «frug»; Schiller schrieb es ursprünglich auch, bekehrte sich aber später zu «fragte».) Wir werden vielmehr von den guten Schriftstellern unserer Tage die Antwort erhalten, daß die Form «fragte» überwiegt, daß aber auch «frug» in manchem vortrefflichen Buche steht; also wollen wir «fragte» vorziehen, aber auch «frug» nicht als Verbrechen ansehen.

Freilich müssen wir dann darauf verzichten, kleine Sprachentgleisungen unserer Mitmenschen heimzusuchen bis ins dritte und vierte Glied. Wir müssen überhaupt aufhören, an die Sprache Forderungen zu stellen, die sie nicht erfüllen kann und die sie erstarren lassen würde. Wir müssen auch ihr die Freiheit der Bewegung gönnen, die wir keiner anderen Erscheinung des menschlichen Seelenlebens versagen.

*

Die Volksschule im Ringen der Zeit

Von Otto Schätzle

Verschiedene Revisionen kantonaler Erziehungsgesetze und der Lehrpläne hatten rege Diskussionen rund um die Volksschule zur Folge. In Versammlungen, an Tagungen und in der Tages- und Fachpresse spiegelt sich das lebhafte Interesse an der zeitgemäßen Erneuerung der Schule wieder.

Die Anforderungen an die Volksschule

sind allerdings recht verschieden. Der eine Kritiker möchte ihr ein möglichst stilles und besonnenes Eigenleben vorbehalten, der andere ruft nach neuen Bürden und vermehrter Berücksichtigung der mannigfachen Wünsche aus der Praxis. Die Frage ist wohl berechtigt, ob sich alle jene, die neue Forderungen an die Schule ganz allgemein und die Volksschule im besondern zu stellen haben, vollauf bewußt sind, daß der Schule und den jungen Menschen bestimmte natürliche Grenzen gesetzt sind. Die Kinder sind keine Maschinen, die man fortgesetzt auf Hochtouren «laufen» lassen kann. Das junge Pflänzchen darf man in seinem Wachstum nicht ohne nachteilige Wirkungen forcieren und mehr aus ihm herauspressen wollen, als darin Platz hat.

Die begrenzte menschliche Leistungsfähigkeit

möchte bei der Begründung stets neuer Forderungen an die Schule entsprechend berücksichtigt werden. Wären der Lehrplan und das Stoffpensum beim Erfolg des Unterrichtes allein entscheidend, müßten wir längst den Kulminationspunkt in der Leistung erreicht haben. Der tote Stoff steht jedoch einem lebendigen Wesen gegenüber, das nicht immer gleich aufnahmefähig und das überhaupt den mannigfachsten Einflüssen ausgesetzt ist. Wer nur eintrichtern will, wird früher oder später einen Mißerfolg feststellen müssen. Der bloße Drill wird nur zu gern überschätzt. Was auf die Dauer haften soll, muß gründlich erarbeitet werden. Dazu gehört auch die ständige Wiederholung gewisser unerläßlicher Grundbegriffe.

Unvoreingenommene Beobachter der Schule kommen leicht zum Schluß, daß man — gezwungen durch die herrschende Tradition — die oft harte und ermüdende Arbeit der Schule zu sehr *nur nach dem äußern Erfolg* beurteilt und dabei die wahre erzieherische Sendung nicht gebührend würdigt. Fast durchwegs ist man dem leidlichen Übel verfallen, das Urteil nach dem trügerischen Wissen und problematischen Können zu richten. So kann ein Examen über manche Schwäche und Blöße hinwegtäuschen, und nur zu leicht tritt die unermüdliche und aufreibende Geduldsarbeit des Lehrers während des Jahres in den Hintergrund. Wer etwa die Hefte näher durchgeht, wird sich ein Bild machen von der gewaltigen Arbeit im Laufe der Wochen und Monate. Wenn nicht alles nach Wunsch gelingt, wird der verständnisvolle Beobachter das